universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Karrnerleut'

Schönherr, Karl

Wien [u.a.], 1905

Werbung

urn:nbn:at:at-ubi:2-12354

Soeben erschien im **Wiener Verlag:**

Hans von Kahlenberg: Nixchen.

Ein Beitrag zur Psychologie der höheren Töchter.

30.—40. Tausend.

Preis M. 1·50, geb. M. 2·50.

☞ Dieses Buch ist in Deutschland verboten.

„Der Tag:" Gegen Hans von Kahlenberg schwebt ein Untersuchungsverfahren. Grund: Eine in sechs Auflagen erschienene Novelle „Nixchen".

Nixchen ist die Tochter eines preußischen Geheimrates; „Beamter vom alten Schlag, — Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle." Sie wohnen im Berliner Westen; Geld ist knapp; Gesellschaften müssen sein; die Mädel heiraten, wen sie kriegen; die eine einen Offizier; die andere einen mit Draht; Nixchen, ehe sie den wohlhabenden Achim v. Wustrow nimmt, einen schwerfälligen Gutsbesitzer, erlustigt sich durch häufige Besuche bei einem fesselnden Mann mit Glatze, der unterkittige Geschichten schreibt. Sie gibt ihm . . . . tout, excepte ça (wie die Formel in Frankreich heißt). Und das wird beschrieben. Nixchen ist die ärgste nicht; denn ihre Freundin Daisy Grimme ist weit ärger. Nixchens andere Freundin ist „die Tochter eines pensionierten Generals, ein lustiges, schwarzäugiges Plaudertäschchen". Also: Ein deutsches Seitenstück zu den Demi-Vierges des welschen Windhundes Prevost. Das Ganze — vielleicht nichts zum Fortleben für die Literaturgeschichte; aber sehr unterhaltende Sittenstudie. Mit großer Verve geschrieben, voller Leben. Und eine Masse Ehrlichkeit drin, — neben dem dicken Raffinement der etwas fatalen Technik. Zwei Freunde schreiben einander Briefe, der Gutsbesitzer und jener kahlköpfige Herbert; der eine schreibt: ich liebe einen Engel; gleichzeitig der andre; ich habe zufällig gestern eine Bekanntschaft gemacht; die Bekanntschaft ist natürlich der Engel. Und so Schritt vor Schritt weiter, in grobem Parallelismus . . . . . Aber es soll meine Tugend sein, das lebendige Buch nicht übergenau zu rezensieren. Denn es handelt sich jetzt nicht darum, ob sich künstlerische Einwände erheben

lassen. Sondern darum: Ob das Ganze als Kunstwerk zu betrachten ist (nicht als Machwerk zur Verbreitung von Unzüchtigen). Die Antwort ist ein zweifelloses Ja. Damit muß die Entscheidung des Prozesses gegeben sein. Kommt er zustande, dann ist der Verfasserin (nach dieser sechsten Auflage) die fünfundzwanzigste verbürgt. Sie hat Glück, daß sie — schon vorher gelesen — nun eintritt in die Reihe der vordersten Bekanntheiten unserer Literatur. Dem beamteten untersuchenden Cato hinwiederum sei gesagt: Solche Prozesse haben bekanntlich stets einen Mißerfolg für den Staat oder den Anwalt des Staates, der sie macht. Man kann zuletzt doch nicht die deutsche Übertragung der Rousseauschen Bekenntnisse verbieten, auch nicht den Dekamerone, und die Lucinde ist für zwanzig Pfennig zu haben. Keine Darstellung aber mit Kunstmitteln kann so verführend wirken wie Dinge, die jeder jeden Tag sehen kann. Mein Lieblingsargument ist das blonde Mädel mit wehendem Haar, das über die Straße rennt, die Röcke zusammengerafft. Der Staat müßte solche blonde junge Mädel verbieten, die zum Bäcker laufen. Eher hören Regungen und Empfindungen nicht auf, die schon unsere gottverdammten Väter gehabt, — da sie unsere Väter geworden sind. Schwieriger Fall! Wenn der Gerichtshof diesmal verdonnert, so wird Norddeutschlands oberste Klasse, die vor „Nixchen" geschützt werden sollte, doch wieder in der Verfasserin getroffen, — als welche nicht die Tochter eines Feldwebels ist, sondern eines lebenden preußischen Oberstleutnants. Alfred Kerr.

„Hamburger Nachrichten": Einen Beitrag zur Psychologie nennt Hans von Kahlenberg den höchst amüsanten Briefwechsel, den ein Realist und ein Idealist miteinander unterhalten; in diesem von souveräner Menschenkenntnis diktierten Briefwechsel, in dem das mitleidlose Wissen eines blendenden Geistes aufblitzt in prachtvollem Feuerwerk, handelt es sich um ein ebenso perfides und lüsternes wie nettes, kleines Mädchen, das zwischen den beiden Briefschreibern steht. Dem einen, dem Realisten, den es so sehr liebt, weil er so verdorben und so „unmoralisch" ist und „alles" so genau kennt, erscheint dieses Berliner Geheimrats-

töchterchen als „Nixchen“, als ein herzloses, niederträchtig süßes Geschöpfchen. „Nixchen,“ das Wort charakterisiert das ganze Genre, lüstern, spitzbübisch, zur Liebe geschaffen. Der Fischschwanz, Eiskalt — trotz aller Liebesbeteuerungen. Immer kleine Dame, „so sauber weiß und duftig das ganze zerbrechliche feine Dingelchen.“ „Nixchen“ weiß alles, weiß mehr als ihr Freund, der frivole Seelenvergifter, der unmoralische Liebes- und Lebenskämpfer Herbert Gröndahl. „Es entrollt sich vor mir eine ganze soziale Unterschicht,“ — schreibt er seinem idealistischen Freunde — „eine Unterschicht, von der wir keine Ahnung haben, eine Haremswelt, weiße Pensionatsbettchen, in denen man sehr dicht aneinander schläft, Dienstboten-Geschichten, am Schlüsselloch Erlauschtes, eine spielerische, knabbernde Lüsternheit an Büchern und Eindrücken. Selbst dieser Welt hat etwas Verstocktes, Kicherndes, Heimtückisches, ein Humor von Hinterhof und Watteauboudoir.“ Ein anderesmal vergleicht der realistische Freund die kleine, blinkende Canaille mit den Biergläsern des modernen Kunstgewerbes, mit den schillernden, flimmernden Lilienkelchen und Tulpen, in denen es violett, grün, gold und in allen andern Farben leuchtet, in denen Äderchen und Nerven spielen, die in der Sonne spiegeln. „Und teuer sind die Dinger, teuer!“ An den klugen Herbert Gröndahl, der die Dinge beim rechten Namen nennt und die Welt sieht, wie sie ist, schreibt nun ein unverbesserlicher Idealist, der gute Cousin von Wustrow, Briefe, in denen sich seine unerfahrene, getäuschte und naive Kinderseele ergießt. Er schwärmt da von einem entzückenden Mädchen, einem Engel, in alle Wunder süßer und seelischer Jungfräulichkeit gehüllt; vor diesem Mädchen, seiner Braut, liegt er auf den Knieen, wie vor einem Mysterium der Natur, wie vor einer Königin. Der Reiz von der Nixchengeschichte ist nun der, daß dieses Wesen, das höheren Welten zu entstammen scheint, eben jenes niederträchtige Nixchen ist, das Gröndahl seinem Freunde Achim so unverblümt schildert. In ihren Briefen stichelt sich die Doppelnatur dieses halb elbischen Wesens. Der eine sieht in ihr nur die Nixe, den Fischschwanz, der andere, dem lediglich die konventionelle Resultate des modernen Erziehungs-

systems entgegentritt, vertieft diesen Salontypus der tadellosen „jungen Dame“ zu einem Symbol. Er glaubt die Natur selbst in Händen zu haben, wo ein elendes Surrogat ihn täuscht. Hans von Kahlenberg hat das Nixchen-Problem mit erstaunlicher Virtuosität gelöst. Es weht ein ganz eigener Humor aus diesen Briefen, der Hauch eines Skeptizismus zittert über dem Stil und der hohen Darstellungskunst der jungen Dame, die sich hinter jenem so schnell berühmt gewordenen Pseudonym verbirgt. Diese Briefe sind schlechthin Meisterstücke. Man würde unrecht tun, sie jungen Mädchen in die Hand zu geben. Aber ein Menschenkenner, ein literarischer Feinschmecker, der einen diskreten Austerngeschmack zu schätzen weiß, wird ihnen einen intensiven Genuß danken, starke Reize abgewinnen.

Arthur Schnitzler: Reigen.

20.—25. Tausend.

Zehn Dialoge. — Preis M. 3.50, geb. M. 5.—.

„Frankfurter Zeitung:“ „Lucians Hetärengespräche sind bekannt und berühmt. In Schnitzlers „Reigen“ besitzen wir etwas Ähnliches, eine Psychologie des Geschlechtslebens, die sich an Offenherzigkeit und geistiger Freiheit, aber auch an künstlerischer Feinheit mit Lucian messen kann . . .“

„Bühne und Welt:“ Arthur Schnitzler hat in seinem Reigen das gewagteste Buch unserer heutigen deutschen Literatur und dennoch eine der keuschesten Dichtungen geschaffen, deren ein blutvoller Künstler fähig ist.

M. G. Conrad schreibt über dieses Buch: Eine Serie erschütternder Blicke ins Kaleidoskop der Alltagsliebe. Und daß sich das als Reigen vollzieht über die ganze soziale Rangabstufung hinweg, gibt diesen mit unerhört raffinierter naturalistischer Technik ausgearbeiteten Szenen ihren höllischen Humor.

„Die Zeit:“ „Schnitzler führt bekanntlich in diesen ebenso kühnen wie geistvollen Dialogen eine Reihe unehelicher und ehelicher Sentiments, Ekstasen der Liebe und ihre wechselvollen Reaktionen zwischen zehn Per-

sonen vor. Es braucht schon das ganze artistische Raffinement, die sichere Gestaltungskraft und die feine Grazie „im Unanständigen" eines Schnitzler, um auf diesem schlüpfrigen Boden nicht zu entgleisen und die höchst eindeutigen Situationen nicht ins Laszive, nicht in das beliebte Milieu: „Nur für Herren" zu vergröbern. Man muß es aufrichtig bewundern, mit welcher Feinheit des Geschmackes Arthur Schnitzler hier die größten Kühnheiten ausspricht, wie er die verborgensten Regungen im Geschlechtskampf auszuspüren weiß."

„Neue Deutsche Rundschau," Berlin. Das Buch enthält Szenen. Jede zwischen einer Frau und einem Mann. Jedesmal mittendrin eine Zeile von Gedankenstrichen. Das erste Paar im Reigen ist eine Dirne und ein Soldat. Hiernach kommt der Soldat und ein Stubenmädchen. Hiernach dieses Stubenmädchen und ein junger Herr. Hiernach dieser junge Herr und eine junge Frau. Hiernach diese junge Frau und ihr Ehemann. Hiernach dieser Ehemann und ein süßes Mädel. Hiernach dieses süße Mädel und ein Dichter. Hiernach dieser Dichter und eine Schauspielerin. Hiernach diese Schauspielerin und ein Graf. Hiernach dieser Graf und jene Dirne. Also der Ring ist geschlossen. — Ein wundervolles Buch. Sein Wert liegt in den Lebensaspekten und der komischen Gestaltung. Die komische Kraft ist ein neuer Zug an Schnitzler. Er hat eine Schauspielerin auf zwei ..... gestellt, deren Wesen in dunklen Situationen erschütternd wirkt. Er gibt einen kostbaren Poeten, der sich pseudonym Biebitz nennt und das süße Mädel als Unterlage für Betrachtungen ansieht. Man schreit beim Lesen. — Es ist ein kleiner Dekameron unserer Tage.

Rudolf Lothar im „Prager Tagblatt." Schnitzlers Buch ist einzig in seiner Art, ja klassisch in seiner Art. Eines ist aber sicher: Es ist keine Lektüre für unreife Menschen, es ist ein Buch für sehr Erwachsene. Es gibt Stellen in seinem Buche, wo man lacht, bis einem die Tränen kommen, Stellen von unbändigster Komik, denn nie ist ein Mensch komischer als im Balzgesang und -tanz.

„Münchner Neueste Nachrichten:" „Es ist das Buch der Saison, das Schnitzler geschrieben hat. Es

ist ein charmantes Werk, voll Anmut und Grazie . . . Das scheint schon ein gewichtiges Lob und doch erklärt es noch nicht, warum diesen zehn Dialogen ein Massenerfolg beschieden war. „Reigen“ ist ein gewagtes, ein „frivoles“ Buch und sein Erfolg ist ein Pikanterie-Erfolg. Damit soll beileibe nicht der Dichter getadelt werden, sondern das Publikum. Die künstlerischen Qualitäten der Gespräche haben mit dem Aufsehen, das sie erregen, nichts zu tun. Daß sich hinter den erotischen Ereignissen dieser Szenen eine beinahe überfeinerte Psychologie und eine vornehme lächelnde Menschenverachtung bergen, merkt auch die in der Kunst stets am Stoffe klebende Menge nicht. Wie wären sonst die zahlreichen Entrüstungen eifriger Moralisten zu erklären, die es wagten, den Dichter als skandalsüchtigen Zotenreißer hinzustellen. Es sei ohne weiters den nach Polizei schreienden Tugendwächtern zugegeben, daß die Kühnheit der Dialoge etwas Herausforderndes hat. Es sind zehn kleine Komödien des Geschlechtstriebes, in deren Höhenpunkten der Dichter stets zu schweigen und die Interpunktion zu reden beginnt. Dirne und Soldat, Soldat und Stubenmädchen, Stubenmädchen und der junge Herr, der junge Herr und die junge Frau, die junge Frau und der Ehegatte, der Ehegatte und das süße Mädel, das süße Mädel und der Dichter, der Dichter und die Schauspielerin bilden einen Reigen, der sich mit der Vereinigung des Grafen und der Dirne schließt. Die Vorhänge der verschwiegensten Alkoven öffnen sich, und die geheimsten Geheimnisse dürfen wir hören. Die Liebe in ihrer konkretesten Form ist das einzige, zehnmal variierte Thema des Buches und trotz der außerordentlichen Wahrhaftigkeit des Tones, in dem die Gespräche gehalten sind, fällt kaum ein unzartes Wort. Vielleicht noch nie sind die femininen Listen sicherer beobachtet und diskreter nachgezeichnet worden. Ein Chirurg der Seele zeigt uns ihre verborgensten Verrichtungen und dringt hier in Gebiete, die bisher der Kunst terra incognita waren.“

Raoul Auernheimer:

Lebemänner.

2. Auflage. — Preis M. 1.—, geb. M. 2.—.

Neues Wiener Tagblatt:

Eine feine Studie aus dem Alltags- und Liebesleben, deren Held Konrad Sprockelmayer heißt, seines Zeichens Doktor ist und aus der altertümlichen Stadt Prag stammt. Das letztere ist nicht unwichtig. Um in Wien den erotischen Entwicklungsgang zu nehmen, der Sprockelmayer beschieden ist, muß man aus Prag kommen — das können manche bestätigen.

Und der Sprosse der wackeren Moldaustadt kommt nach Wien, aus einer Art Bibelluft nach der Babel-Atmosphäre, und hier wird er auf dem allergewöhnlichsten Wege ein „Lebemann"! Ihn und seine Kameraden zeichnet nun Auernheimer in ebenso scharfer wie delikater Weise, mit etwas Ironie, aber ohne Forcierung, ohne zolaistische Düsterheit, ohne Schwermutsfrivolität, ohne bacchantische Hypertrophie. Das wirkt sehr sympathisch an diesem Buche und wieder einmal haben wir — wir wollen es dreimal und öfter betonen — Gelegenheit davon zu sprechen, daß das junge, frische Wien (wenige Ausnahmen abgerechnet) viel dezenter ist als das junge, greisenhafte Berlin. Da haben wir einen eleganten Satyriker vor uns, der sich das Rückertsche Diktum stets vor Augen hält: „Ich lehre dich, mein Sohn, nie über das, was über das Maß ist; denn überall von Übel ist das Über!" Und solch eine Eigenschaft kann bei einem jungen Autor nicht genug gerühmt werden!